

Erdmann, Benno
Kritik der Problemlage in Kants transzendentaler Deduktion der Kategorien

SITZUNGSBERICHTE

DER

KÖNIGLICH PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

1915.

XI.

Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 25. Februar.

Kritik der Problemlage in Kants transzendentaler Deduktion der Kategorien.

Von Benno Erdmann.

Sonderabdruck.

[Berlin]

Verlag der Königlichen Akademie der Wissenschaften.

In Kommission bei Georg Reimer.

(Preis ℳ 1.—)

[1915]

Kritik der Problemlage in KANTS transzendentaler Deduktion der Kategorien.

Von BENNO ERDMANN.

Die Aufgaben und Methoden historischer Untersuchung der Gedankenentwicklung sind auf allen Wissensgebieten andere als die Probleme und Lösungswege der systematischen Forschung.

Dennoch liegt es im Wesen der philosophischen Entwicklung, daß immer aufs neue Antriebe wirksam werden, sachliche Probleme im Anschluß an historische Untersuchungen weiterzuführen. Die Überlieferung hat in der Philosophie stärkeren Einfluß auf die systematischen Fragestellungen als in den Einzelwissenschaften. Denn die Sprache der Tatsachen bleibt für die letzten Probleme unseres Erkennens viel undeutlicher als für irgendeine spezielle Fragestellung.

Niemals ist dieses Bedürfnis nach historisierender Systematik so stark gewesen, wie bei uns im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, d. i. in der ersten Zeit der Erneuerung der Philosophie nach dem Zusammenbruch der großen spekulativen Systeme, die uns den als Ehrentitel gemeinten Namen des Volkes der Dichter und Denker eintrugen. Es war die Aufgabe der Jahrzehnte von etwa 1840 bis 1860 in Deutschland, die Kräfte der Philosophie zur Erneuerung der sachlichen Arbeit durch historische Besinnung zu sammeln und zu sichten, um daraufhin den Ansprüchen entgegenzutreten, mit denen die Naturwissenschaft fast allerorten meinte, die Aufgaben der Philosophie von sich aus übernehmen zu dürfen. Das Resultat jener Besinnung und dieser Abwehr war die Fülle historisch-systematischer Forschungen, deren gemeinsames Ziel, insbesondere seit dem Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, das »Zurück zu KANT« war. Nur eine Folge dieser Arbeitsstimmung war das »Zurück zu THOMAS«, das jenem Feldruf bald entgegengehalten wurde; eine weitere Folge ist auch das »Zurück zu HEGEL«, »Zurück zu FICHTE« und »Zurück zu FRIES«, die neuerdings ertönen.

Die historisierenden systematischen Untersuchungen haben ihr gutes Recht. Aber sie lassen anders gerichteten, deren Aufgabe sicher nicht minder bedeutsam ist, freien Raum. Unverkennbar birgt die

historisierende Systematik Gefahren in sich. Sie verleitet leicht dazu, einerseits in Lehrmeinungen der Vergangenheit Gedanken der Gegenwart hineinzulesen, andrerseits in das Wissen der Gegenwart Annahmen hineinzutragen, die unzulänglich gewordenen Problemlagen entstammen. Vor solchen Gefahren schützen zu einem Teile die Untersuchungen, die lediglich den geschichtlichen Tatbestand und Entwicklungszusammenhang philosophischer Lehren feststellen wollen, zum anderen solche, welche, unbekümmert um das Gewesene, die philosophischen Aufgaben der Problemlage der Zeit entnehmen. Was der rein historischen Forschung an systematischem Gehalt fehlt, kommt der Treue ihrer geschichtlichen Auffassung zugute; was die rein sachlich orientierte Arbeit gewinnen läßt, kann den Mangel an historischer Besinnung erträglich machen.

Meine Untersuchungen über den Bestand und die Entwicklung des Kantischen Kritizismus sind von Anfang an dem Bestreben entsprungen, gegenüber der modernisierenden philosophischen Geschichtsforschung Kant zurückzugeben, was ihm gebührt, um den modernen Problemen das Recht ihrer Eigenart zu sichern.

In diesem Sinne möchte ich auch die nachstehenden historischen und kritischen Ausführungen verstanden wissen. Sie wollen nicht die Fragen beantworten, was uns Kant sein kann, oder was er uns nicht sein soll, sondern verdeutlichen helfen, was Kant war und was wir sind. Sie gelten dem Grundproblem der Kritik der reinen Vernunft, der von Kant sogenannten *transzendentalen Deduktion der Kategorien*.

Leicht hat es Kant seinen Lesern nicht gemacht, den Gedankengang dieser seiner grundlegenden Erörterungen für die Kritik der spekulativen Vernunft zu erfassen.

Fürs erste liegt uns die transzendentale Deduktion der Kategorien in verschiedenen Redaktionen vor.

Die *erste* dieser Redaktionen, zu der Reicke ergänzende Nachlaßnotizen, wohl aus der Zeit bald nach dem 20. Januar 1780, veröffentlicht hat, bietet die ursprüngliche Auflage des kritischen Hauptwerks. Sie zeigt durch ihre wiederholten Hinweise auf die Neuheit des Problems und die Schwierigkeit seiner Lösung sowie durch die mehrfachen, ineinandergeschachtelten Lösungsversuche, wie schwer Kant damals noch mit der Gestaltung dieser Gedanken rang. Dementsprechend bezeugt die Vorrede des Werks, daß er sich schon unmittelbar vor Abschluß des Drucks[1] von seiner Darstellung nicht befriedigt fühlte.

---

[1] R. Reicke, Lose Blätter aus Kants Nachlaß, Königsberg 1889, Heft I S. 113 f. — W. IV 587 (W. = Akademische Ausgabe der Werke Kants).

Aus eben diesem Grunde unterscheidet sich offenbar die zweite Redaktion, in den 1783 erschienenen Prolegomenen, von der ersten nicht unwesentlich: nicht nur durch die aus der spezialisierten Fragestellung abfließende, dem ursprünglichen, synthetischen Gedankengang entgegengesetzte Methode, sondern insbesondere auch durch ihren Ausgangspunkt, die Trennung von Wahrnehmungs- und Erfahrungsurteilen, die freilich gleichfalls in mehrfacher Hinsicht dunkel bleibt.

Polemisch verschoben ist der Gedankengang in der dritten, kürzeren Ausführung, die sich in einer Anmerkung zur Vorrede der metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft vom Jahre 1786 findet[1].

Die endgültige, vierte Formulierung liefert die Neubearbeitung der beiden letzten Abschnitte der ursprünglichen Darstellung in der zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft vom Jahre 1787.

Auf die Verschiedenheiten dieser Darstellungen gehe ich nicht genauer ein (vgl. S. 196); gar nicht auf die Deutungen, die ihnen zuteil geworden sind. Ich möchte nur die für alle diese Gedankengänge entscheidenden Momente herausheben.

Vorher ist es jedoch notwendig, noch eines zweiten erschwerenden Umstandes zu gedenken. Er beeinträchtigt die Einsicht in die Stellung, die der transzendentalen Deduktion der Kategorien im Zusammenhang der Idee des Kritizismus zukommt.

KANT betont allerdings in allen vier Bearbeitungen wie die Neuheit des grundlegenden Problems und die Schwierigkeit seiner Lösung, so auch, und zwar mit besonderem Nachdruck, die Bedeutung, die dieser Lösung für den Zusammenhang seiner Gedanken zukommt[2].

Die Architektonik des kritischen Hauptwerks ist jedoch nicht ohne weiteres durchsichtig. Es ist nach zwei verschiedenen Grundrissen erbaut, die mannigfach, insbesondere in der zweiten Gestaltung, also der letzten Redaktion, ineinander verschoben sind.

Der erste Grundriß ist nach KANTS wiederholter Erklärung in den Prolegomenen synthetisch konstruiert. Er stellt eine Kritik der reinen Vernunft als eines Vermögens dar, welches die Prinzipien aller Erkenntnis a priori an die Hand gibt[3]. Das Fundament dieses Gebäudes

---

[1] Vgl. auch W. VIII 184.

[2] A^1 XVI; Pr. 11 f.; — W. IV 474 Anm., A^2 148. A^1 bedeutet hier und im folgenden die erste, A^2 die zweite Auflage der Kr. d. r. V., A die beiden Bearbeitungen gemeinsamen Ausführungen. Die Seitenangaben des Hauptwerks und der Prolegomenen (Pr.) geben die Originalpaginierungen, auch für A der zweiten Auflage. Der von den Originalen abweichende Sperrdruck mancher Zitate soll lediglich der Erläuterung dienen.

[3] Nach KANTS Sprachgebrauch bedeutet Verstand im weiteren Sinne das Vermögen der Spontaneität überhaupt, im engeren das Vermögen der Begriffe oder

bildet der Nachweis der transzendentalen *Ästhetik*, daß Raum und Zeit als Formen der Sinnlichkeit solche Prinzipien a priori sind. Über diesem Fundament erhebt sich das Lehrgebäude der transzendentalen *Logik* als ein kritisches Gegenstück zu der überlieferten dogmatischen Metaphysik. Die transzendentale *Analytik* bietet als Grundstock das kritische Widerspiel zur dogmatischen *Ontologie*[1]. In den Ausführungen der transzendentalen *Dialektik* über die Scheinbeweise der rationalen *Psychologie*, *Kosmologie* und *Theologie* dogmatischen Gepräges ist diesem Grundstock das eigentliche Gebäude in reichster Architektonik aufgesetzt.

In diesem Bauplan ist der logische Ort der transzendentalen Deduktion klar. Sie bildet den Mittelpunkt der transzendentalen Analytik, und damit der transzendentalen Logik überhaupt. Von ihr aus ist alles übrige angeordnet, soweit der synthetische Aufbau durchgeführt ist.

Der *zweite* Grundriß ist behufs Lösung des Problems entworfen, wie synthetische Urteile a priori möglich seien. Er ist, wiederum nach Kants ausdrücklichen Erklärungen, *analytisch* orientiert. Der Unterfrage, wie reine Mathematik möglich sei, entspricht die transzendentale Ästhetik; der transzendentalen Analytik liegt die zweite Unterfrage zugrunde, wie reine Naturwissenschaft, der transzendentalen Dialektik die dritte, wie Metaphysik als Naturanlage möglich sei. Das Ganze des Werks soll als Antwort auf die vierte Frage genommen werden, wie Metaphysik als Wissenschaft möglich werden könne.

Hier bleibt die zentrale Bedeutung der transzendentalen Deduktion insofern versteckt, als das Problem der transzendentalen Analytik, und in ihr das der transzendentalen Deduktion, der ersten und dritten Frage koordiniert ist. Freilich bleibt die Einwirkung dieses Bauplans auf die erste Gestaltung der Kritik im ganzen gering; auch in der zweiten bestimmt er augenfällig nur die veränderte Architektonik der Einleitung und der transzendentalen Ästhetik.

Die Unklarheit, die durch diese Doppelanlage geschaffen ist, bleibe im nachstehenden gleichfalls unberücksichtigt.

Das *Problem* der transzendentalen Deduktion überhaupt formuliert Kant in der Frage, wie sich Begriffe a priori auf Gegenstände beziehen können, die sie doch aus keiner Erfahrung hernehmen. Gemeint

---

Urteile, zum Unterschiede von der Urteilskraft und der Vernunft im engsten Sinne. Die *Vernunft* ist im engsten Sinne, verschieden von Verstand und Urteilskraft, das Vermögen der Ideen; in weiterer Bedeutung ist sie, ebenso wie der Verstand, das Vermögen der Spontaneität überhaupt; im weitesten Sinne endlich umfaßt sie das Vermögen der Spontaneität und der Rezeptivität, sofern beide Prinzipien a priori auf Grund dieser angeborenen Bedingungen enthalten (vgl. A 24).

[1] A 303.

ist mit dieser Formulierung nicht die Frage nach den Gelegenheitsursachen für den Ursprung dieser Begriffe aus Anlaß der Erfahrung, sondern das Problem, das der Rechtsgrund ihres Gebrauchs abgibt. Der Begriff der Deduktion ist dabei so weit genommen, daß alle Begriffe a priori eine solche Deduktion erfordern, nicht nur die eigentlichen Verstandesbegriffe oder Kategorien (und die ihnen entsprechenden Grundsätze), sondern auch die hier, wie sonst von KANT vielfach als Begriffe gefaßten Formen der Sinnlichkeit, sowie im Prinzip auch die Begriffe der Vernunft im engsten Sinne, d. i. die Ideen. Die transzendentale Deduktion dieser drei Begriffsgruppen hat jedoch für KANT verschiedenen Sinn und sehr verschiedene Bedeutung. Wie Raum und Zeit sich a priori auf Gegenstände beziehen — KANT bezeichnet die Erörterungen der transzendentalen Ästhetik erst in der Analytik, wo er das Problem der Deduktion aufrollt, als transzendentale Deduktion — läßt sich »mit leichter Mühe begreiflich machen«, da nur vermittels ihrer uns ein Gegenstand erscheinen, d. h. in der Sinnlichkeit gegeben werden kann, er also sonst nicht Gegenstand für uns sein würde. Auch die kritische Erörterung der Dialektik, in die sich der Gebrauch der spekulativen Ideen natürlicherweise verstrickt, ist nicht von vornherein als eine transzendentale Deduktion angelegt. Die Ideen bleiben in der grundlegenden Formulierung des Deduktionsproblems überhaupt unberücksichtigt. Von ihnen, so heißt es später, ist »eigentlich keine objektive Deduktion möglich, so wie wir sie von den Kategorien liefern konnten«. Erst in dem Schlußabschnitt der transzendentalen Dialektik wird die Gesamtheit der vorhergehenden Erörterungen über die Ideen eine transzendentale Deduktion genannt, aber zugleich hinzugefügt, daß diese Deduktion von derjenigen der Kategorien »weit abweiche«. In der Tat ist diese Abweichung gemäß der Funktion der Ideen so groß, daß ihre transzendentale Deduktion »dem kritischen Geschäft« der Analytik nicht, wie die der Kategorien, als Fundament, sondern lediglich »zur Vollendung« dient[1].

Noch aus anderen Gründen hängt das Problem der transzendentalen Deduktion offenbar ausschließlich an den Kategorien. Auf ihre Deduktion allein sind alle Äußerungen KANTS über die Neuheit, Schwierigkeit und prinzipielle Bedeutung des Problems, wie oben schon erwähnt wurde, ausdrücklich bezogen. Jene Neuheit und Schwierigkeit entspringt ebenso wie diese Bedeutung der Eigenart der Kategorien sowohl gegenüber den Formen der Sinnlichkeit, als gegenüber den Formen der Vernunft. Die Kategorien stellen, wie ausgeführt wird, gar nicht die Bedingungen dar, unter denen uns Gegenstände in der Anschauung gegeben werden; sie reden auch nicht, wie Raum und Zeit, von Gegenständen der Anschauung durch

[1] A 121 f. — 118 — 393 — 697 f.

Prädikate der Sinnlichkeit, sondern des reinen Denkens, beziehen sich also auf Gegenstände ohne alle Bedingungen der Sinnlichkeit allgemein. Sie unterscheiden sich ferner von den Ideen dadurch, daß sie direkt auf »Gegenstände schlechthin« bezogen sind, um diese Gegenstände zu bestimmen, während die Ideen »direkt auf keinen ihnen korrespondierenden Gegenstand und dessen Bestimmung bezogen werden,« nur regulative Prinzipien der systematischen Einheit des Mannigfaltigen der Erfahrung überhaupt, nicht wie die Kategorien konstitutive Prinzipien für Gegenstände sind, die durch die Sinnlichkeit gegeben werden können[1].

Es ist ein glücklicher Zufall, daß wir das Problem der transzendentalen Deduktion der Kategorien *in statu nascendi*, aus derjenigen Fragestellung kennen, in der Kant sich desselben zuerst und zugleich in seiner ganzen Schwere bewußt wird.

Noch in der Dissertation von 1770 hatte Kant mit der gesamten rationalistischen Metaphysik vor ihm angenommen, daß wir im »realen Gebrauch der Begriffe, die durch die Natur des Intellekts gegeben sind« (»*dantur per naturam ipsam intellectus*«), uns »die Dinge vorstellen, wie sie sind«. Von dieser Voraussetzung aus kam er, wie der vielerörterte Brief an Marcus Herz vom Februar 1772 dokumentiert, zu der Problemstellung der später von ihm sogenannten transzendentalen Deduktion der Verstandesbegriffe, indem er »sich selbst« fragte: Wodurch werden uns denn jene Dinge gegeben, wenn sie es nicht durch die Art werden, womit sie uns affizieren; und wenn unsere intellektualen Vorstellungen auf unserer inneren Tätigkeit beruhen: woher kommt die Übereinstimmung, die sie mit Gegenständen haben sollen, die doch dadurch nicht etwa (wie im *intellectus archetypus* Gottes) hervorgebracht werden? Hier wird ohne weiteres deutlich, wie das Problem ausschließlich die reinen Verstandesbegriffe trifft. Und es kommt hinzu, daß mannigfache Versuche zur Lösung eben dieses Problems die Vollendung der Arbeit bis zum Ende des Jahres 1780 aufhielten.

Die Lösung des so auf die Kategorien eingeschränkten Problems ist in allen Bearbeitungen der transzendentalen Deduktion im Grunde dieselbe. Folgendermaßen können wir die Idee dieser Lösung kurz bestimmen. Die Dinge an sich werden durch die Kategorien, die Formen der synthetischen Funktion unserer Spontaneität, zwar als Gegenstände überhaupt, als transzendentale Objekte oder Noumena im negativen Sinne gedacht, weil das reine Denken, die Spontaneität für sich ge-

[1] A 122 — 697 f.

nommen, von jeder Einschränkung durch die Sinnlichkeit frei ist, also ein unbegrenztes Feld hat. Aber jene Dinge sind durch diese Verstandesfunktionen allein nicht erkennbar, weil unser Denken im Erkenntnisgebrauch auf das gegebene Mannigfaltige der Sinnlichkeit angewiesen ist, das Denken eines Gegenstandes überhaupt im Erkennen also lediglich auf die Erscheinungen der Dinge geht. Die Kategorien sind demnach als formale Grundbegriffe, Objekte überhaupt zu dem sinnlich gegebenen Mannigfaltigen zu denken, dessen Elemente sie verknüpfen, im Erkennen durch diese Bedingungen der Sinnlichkeit auf einen empirischen Gebrauch eingeschränkt. Wir können somit in diesem ihrem Erkenntnisgebrauch die Grenzen möglicher Erfahrung niemals überschreiten.

Die Verschiedenheiten in den vier Redaktionen der transzendentalen Deduktion sind der Geschlossenheit dieses Grundgedankens gegenüber von geringem Belang. In der ersten Bearbeitung wird der Erkenntnisgebrauch der Kategorien aus den Funktionen der transzendentalen Synthesis der Einbildungskraft in ihrer Beziehung zur synthetischen Einheit der Apperzeption abgeleitet. In den späteren wird dieser Gebrauch mit zunehmender Klarheit auf die logische Funktion des Urteils bezogen: in der zweiten auf die verschiedenen Funktionen der Wahrnehmungs- und Erfahrungsurteile; in der letzten gemäß einer Vordeutung der dritten auf das Wesen des Urteils selbst. Auch darin liegt keine prinzipielle Differenz, daß in der ursprünglichen Bearbeitung die notwendige Beziehung des gegebenen Mannigfaltigen auf das stehende und bleibende Ich der reinen Apperzeption dazu führt, diese ursprüngliche Einheit zum Korrelat aller unserer Vorstellungen zu stempeln, sofern die Einheit der Synthesis alle Objekte der Erkenntnis und alle Gesetzmäßigkeit ihres Zusammenhangs erst möglich macht. Auch in der letzten Redaktion ist der Verstand wie der Urheber aller Gesetzmäßigkeit, so aller Möglichkeit von Objekten der Erkenntnis. Es läßt sich nur vielleicht behaupten, daß die Erörterung in der ersten Auflage des kritischen Hauptwerks über die transzendentale Affinität des Mannigfaltigen, d. i. über dessen durchgängige Verknüpfung nach notwendigen Gesetzen als Grund der Möglichkeit der Assoziation, die letzten Gedanken Kants deutlicher zum Ausdruck bringt, als irgendeine der späteren Formulierungen.

Das tiefere historische Verständnis des Gedankenzusammenhangs der transzendentalen Deduktion hängt an der Einsicht in die Voraussetzungen, die ihm zugrunde liegen. Diese gilt es deshalb festzustellen.

Auf eine erste solche Voraussetzung hat Kant in allen Fassungen der Deduktion wiederholt hingewiesen. Sie besteht in der Annahme,

daß das Mannigfaltige der Sinnlichkeit vor der Synthesis des Verstandes und unabhängig von ihr, also noch ohne Verstandesfunktionen, gegeben sein müsse. Dieses Vorweg-Gegebensein bedeutet trotz der Schwierigkeit, die aus den Erörterungen über den inneren Sinn in der letzten Redaktion zu diesem Punkt hin abfließen, nicht ein zeitliches, sondern ein sachliches *Prius:* die Synthesis setzt das gegebene Mannigfaltige der Sinnlichkeit für ihre Erkenntnisfunktion voraus, und zwar als unverbundenes Mannigfaltige[1]. Denn die Verbindung oder Synthesis eines Mannigfaltigen überhaupt kann niemals durch Sinne in uns kommen. Sie ist ein Akt der Spontaneität der Vorstellungskraft, eine Verstandeshandlung, die nur vom Subjekt selbst kraft seiner Selbsttätigkeit verrichtet werden kann. Besonders deutlich tritt für denjenigen, der KANT zu interpretieren gelernt hat, dieser Gedanke in den mißverständlichen Wendungen zutage, durch welche der Philosoph in den Vorbemerkungen zur transzendentalen Deduktion überhaupt die Notwendigkeit einer solchen Erörterung speziell für die Kategorien klarzulegen sucht. In der Tat stellen uns die Kategorien des Verstandes gar nicht die Bedingungen vor, unter denen Gegenstände in der Anschauung gegeben werden. Die Anschauung bedarf demnach in dem, was durch sie gegeben wird, der Funktionen des Denkens in keiner Weise. Es können uns mithin Gegenstände erscheinen, d. i. nach dem empirischen Mannigfaltigen, das sie enthalten, gegeben werden, ohne daß sie sich notwendig auf Funktionen des Verstandes beziehen, diese also die Bedingungen ihres Gegebenseins a priori enthielten[2]. So wird auch der KANTische Sinn des unverbundenen Gegebenseins deutlich. Das Gegebene der Sinnlichkeit enthält sowohl als empirisches, in den Empfindungen, wie als apriorisches in Raum und Zeit, bloß Mannigfaltiges, noch keine Verbindung des Mannigfaltigen nach diesen Formen Gegebenen zu einer anschaulichen Vorstellung. KANT hat darüber in der letzten Bearbeitung seiner Deduktion keinen Zweifel gelassen. Er erklärt dort, daß Raum und Zeit als Formen der Anschauung bloß Mannigfaltiges, Raum und Zeit aber, als Gegenstände vorgestellt, mehr als bloße Formen der Anschauung, nämlich Zusammenfassung des Mannigfaltigen, nach den Formen der Sinnlichkeit Gegebenen enthalten.

---

[1] A² 145, A 122 — A² 153 f., 67 f.

[2] A¹ 97, A² 129 f. — A 122 f. — A² 161. — Ausdrücklich sei bemerkt, daß die Begriffe des Gegenstandes sowie der Anschauung und der Erscheinung von KANT häufig so gefaßt werden, daß sie nur auf das unverbundene Mannigfaltige der Sinnlichkeit gehen. Der viel berufene Satz z. B., daß Gedanken ohne Inhalt leer, Anschauungen ohne Begriffe blind sind, fordert solche Deutung für »Inhalt« und »Anschauung«; er verlangt diese Deutung auch für seine Begründung, daß uns ohne Sinnlichkeit kein Gegenstand gegeben und ohne Verstand keiner gedacht würde (A 75).

In ihrer Erkenntnisbedeutung sind freilich diese beiden Arten des gegebenen Mannigfaltigen, des empirischen und apriorischen, einander nicht koordiniert. Das Mannigfaltige der Form der Anschauung ist die Bedingung dafür, daß das Mannigfaltige der Erscheinung [durch den Verstand] in gewissen Verhältnissen geordnet werden kann. Die transzendentale Deduktion aller Begriffe a priori hat demnach als Prinzip, worauf die ganze Nachforschung gerichtet werden muß, dies, daß sie als Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung, und damit der Gegenstände als Erscheinungen erkannt werden müssen. Dinge im Raum und in der Zeit werden aber nur gegeben, sofern sie Wahrnehmungen, d. h. hier mit Empfindung begleitete Vorstellungen sind. Nur also, wenn wir es überall lediglich mit Erscheinungen zu tun haben, mit Gegenständen, die auch nach ihrem empirischen Gehalt als bloße Modifikationen der Sinnlichkeit ausschließlich in uns sind, ist es möglich und notwendig, daß Verstandesbegriffe a priori als intellektuelle Formen der Gegenstände, sofern jene Gegenstände also gedacht werden, der empirischen Erkenntnis der Gegenstände zugrunde liegen[1].

Gemeint ist demnach mit der Voraussetzung, daß das Mannigfaltige der Sache nach vor der Synthesis und unabhängig von ihr gegeben sein müsse, das Resultat der transzendentalen Ästhetik, »daß alle unsere Anschauung nichts als die Vorstellung von Erscheinung sei, daß die Dinge, die wir anschauen, nicht das an sich selbst sind, wofür wir sie anschauen«, daß dementsprechend »die Objekte in Raum und Zeit als Erscheinungen nicht an sich selbst, sondern nur in uns existieren können«. Gemeint also ist der Lehrbegriff des transzendentalen, kritischen oder formalen Idealismus, den Kant wiederholt als eben dieses Resultat der transzendentalen Ästhetik bezeichnet hat: »Wir haben in der transzendentalen Ästhetik hinreichend bewiesen, daß alles, was im Raum oder in der Zeit angeschaut wird, mithin alle Gegenstände einer uns möglichen Erfahrung, nichts als Erscheinungen, d. i. bloße Vorstellungen sind, die so, wie sie vorgestellt werden . . . , außer unseren Gedanken, keine an sich gegründete Existenz haben. Diesen Lehrbegriff nenne ich den transzendentalen Idealismus[2].«

Damit ist nicht nur das Verhältnis der transzendentalen Ästhetik zur Deduktion der Kategorien bestimmt, sondern fällt auch helles Licht auf die Bedeutung dieser Deduktion für den Ideenbestand der Kritik der reinen Vernunft. Die Lehrmeinungen der transzendentalen Ästhetik, also des transzendentalen Idealismus, gehören schon dem Stand-

[1] A 34 — A 126 — A² 147 — A¹ 129.

[2] A 59, 519, A¹ 251, 368 f.

punkt der Dissertation von 1770 an und sind der Hauptsache nach unverändert in dem Hauptwerk erhalten geblieben[1]. Die Annahme der Erkennbarkeit der Dinge an sich dagegen, die im *usus realis* der Dissertation festgehalten war, ist in ihr kontradiktorisches Gegenteil verkehrt. Durch dieses Ergebnis wird die transzendentale Deduktion der Kategorien, die es begründet, zur Grundlage für die Umbildung der Ontologie in die Analytik und weiterhin für den Nachweis, daß die rationale Psychologie, Kosmologie und Theologie der dogmatischen Metaphysik Scheinwissenschaften sind. Die transzendentale Deduktion der Kategorien ist also in der Tat die Seele der Kantischen Erkenntniskritik.

Mit dieser ersten, wie wir sagen wollen, phänomenologischen Voraussetzung ist unmittelbar eine zweite gegeben. Sie mag als realistische bezeichnet werden. Es folgt für Kant »natürlicherweise aus dem Begriff einer Erscheinung überhaupt, daß ihr etwas entsprechen müsse, was an sich nicht Erscheinung ist, d. i., daß das Wort Erscheinung schon eine Beziehung auf etwas anzeigt, dessen unmittelbare Vorstellung zwar sinnlich ist, was aber an sich selbst, auch ohne diese Beschaffenheit unserer Sinnlichkeit, etwas, nämlich ein von der Sinnlichkeit unabhängiger Gegenstand sein muß«. Diese Unabhängigkeit darf nur nicht dahin mißverstanden werden, daß sie der Unabhängigkeit des Gegebenseins von den Funktionen der Synthesis, und damit auch dieser Funktionen von jenem Gegebensein gleichgesetzt würde. Denn »der transzendentale Begriff der Erscheinungen im Raume ist eine kritische Erinnerung, daß überhaupt nichts, was im Raume angeschaut wird, eine Sache an sich . . ., sondern daß uns die Gegenstände an sich gar nicht bekannt [erkennbar] sind und, was wir äußere Gegenstände nennen, nichts anderes als bloße Vorstellungen unserer Sinnlichkeit sind . . ., deren wahres Korrelatum, d. i. das Ding an sich selbst, dadurch gar nicht erkannt wird, noch erkannt werden kann, nach welchem aber auch in der Erfahrung niemals gefragt wird«. Analoges gilt selbstverständlich auch für die Erscheinungen des inneren Sinns. Deshalb darf Kant immer aufs neue den Doppelsinn der Worte ‚Gegenstand‘ und ‚Objekt‘ betonen, d. h. die durch die Kritik »notwendig gemachte Unterscheidung der Dinge als Gegenstände der Erfahrung von eben denselben als Dingen an sich selbst[2]«.

Der Sinn dieses Realismus wird dadurch noch genauer bestimmbar, daß die Beziehung der Erscheinungen zu den Dingen an sich,

[1] Vgl. Pr. 119 f.; Reflexionen Kants zur kritischen Philosophie, hrsg. von B. Erdmann, 1884, II Nr. 3, 4, 6 und S. L f.

[2] A[1] 252 — A 45 — A[2] XVII, XXV f.

durch die sie den Dingen »entsprechen«, als eine kausale gedacht werden soll. Denn die Gegenstände der empirischen Anschauung — das mag vorerst zur Begründung genügen — werden uns als Erscheinungen dadurch gegeben, daß sie als Dinge an sich das Gemüt auf gewisse Weise affizieren, also eine Handlung auf das passive Subjekt ausüben und damit eine Wirkung auf die Vorstellungsfähigkeit erzeugen, die Empfindung ist[1].

Eben die Annahme wirkender Dinge an sich war, wie der oben zitierte Brief an HERZ zeigt, die Voraussetzung für den Ursprung des Problems der Deduktion. Diese realistische Voraussetzung bleibt dem Vorstehenden zufolge auch für die kritische Lösung des Problems bestehen. Es versteht sich deshalb ohne weiteres, wie KANT in den Prolegomenen gegen die Zumutung eines empirischen oder eines mystischen und schwärmerischen Idealismus protestieren konnte, indem er erklärte, daß sein transzendentaler Idealismus nicht die Existenz der Sachen betreffe — »denn die zu bezweifeln ist mir niemals in den Sinn gekommen« —, sondern bloß die sinnliche Vorstellung der Sachen. Er sage, es seien uns Dinge an sich als außer uns befindliche Gegenstände unserer Sinne im Raume gegeben, allein von dem, was sie an sich selbst sein mögen, wissen wir nichts, sondern kennen nur ihre Erscheinungen, d. i. die Vorstellungen, die sie — die Dinge an sich — in uns wirken, indem sie unsere Sinne affizieren. Die Existenz eines Dinges, was erscheint, werde demnach nicht, wie beim wirklichen Idealismus aufgehoben, sondern nur gezeigt, daß wir es, wie es an sich selbst sei, durch Sinne gar nicht erkennen können[2].

Eine dritte Voraussetzung, die gleichfalls in alle Ausführungen der transzendentalen Deduktion eingeht, und demgemäß auch mit den beiden eben besprochenen auf das engste verknüpft ist, wurzelt in KANTS Denken ähnlich so fest wie die eben erörterte realistische. Sie liegt in der Art, wie KANT die Funktionen der Spontaneität bestimmt und von den Affektionen der Sinnlichkeit scheidet[3]. Sie darf als rationalistisch-metaphysische bezeichnet werden. Denn wir können sagen, daß den metaphysischen Rationalismus als Rationalismus die Annahme kennzeichnet, dem oberen Erkenntnisvermögen, der *ratio*, seien Erkenntnisbedingungen a priori eigen, und daß er als metaphysischer durch die scheinbar selbstverständliche Voraussetzung charakterisiert ist, eben diese Erkenntnisbedingungen, gleichviel ob

[1] A² 1. A 33 f., A² 155 f.
[2] Pr. 63 f.
[3] A 93.

sie als angeborene Ideen oder ursprünglich erworbene Begriffe gefaßt werden, vermöchten das Seiende in sich abzubilden.

In logischer Wendung war dieser Gedanke Kant durch Wolff und Leibniz überkommen. Schon in der Dissertation vom Jahre 1770 wird er indessen nach dem späteren Sprachgebrauch des Philosophen transzendental gewendet, indem behauptet wird, daß der *usus realis* der reinen Verstandesbegriffe von ihrem logischen Gebrauche spezifisch verschieden sei und eben damit die Dinge an sich »gebe«. An dieser Voraussetzung der Kantischen Metaphysik von 1770, daß der *mundus intelligibilis* durch den realen Verstandesgebrauch gegeben werde, entzündet sich das kritische Problem, wie wir es 1771 zuerst gefaßt fanden (vgl. S. 195). In der kritischen Lösung dieses Problems zeigt sie sich soweit erhalten, wie der isolierte Verstandesgebrauch reicht.

Die Begründung dieser Behauptung ergibt sich aus Kants Unterscheidung des Denkens vom Erkennen, die in der letzten Fassung der transzendentalen Deduktion nur stärker betont, nicht etwa erst nachträglich ausgesprochen ist. Das reine Denken als solches, die bloße Funktion der Spontaneität, ist von der Sinnlichkeit ebenso unabhängig, wie diese in dem, was sie gibt, von den Funktionen der Synthesis. An diese Unabhängigkeit wird dadurch nicht gerührt, daß das Denken in seinem Erkenntnisgebrauch das Mannigfaltige der Sinnlichkeit durch seine Kategorien bestimmt; demgemäß auch nicht dadurch, daß das Denken als reines Denken von den Schranken frei bleibt, denen es in seiner Erkenntnisfunktion unterliegt. Kant kann deshalb in häufigen Wendungen hervorheben, daß die Kategorien im Denken durch die Bedingungen unserer sinnlichen Anschauung nicht eingeschränkt sind, sondern ein unbegrenztes Feld haben und nur das Erkennen dessen, was wir uns denken, das Bestimmen des Objekts, der Anschauung bedürfe[1]. Wenn wir demnach auch von keinem Gegenstande als Ding an sich selbst, sondern nur, sofern es — das Ding an sich selbst — Objekt der sinnlichen Anschauung oder Erscheinung ist, Erkenntnis haben können, so wird »gleichwohl, welches wohl gemerkt werden muß, doch dabei immer vorbehalten, daß wir eben dieselben Gegenstände auch als Dinge an sich selbst, wenngleich nicht erkennen, doch wenigstens müssen denken können. Denn sonst würde, wie Kant auch in diesem Zusammenhang weiter ausführt, der ungereimte Satz daraus folgen, »daß Erscheinung ohne etwas wäre, was da erscheint«[2], eben jene Wendung also, die wir schon als Ausdruck der realistischen Voraussetzung in Rechnung zu stellen hatten.

[1] Z. B. A² 166, 146.
[2] A² XXVf.

So werden die Kategorien Begriffe von Gegenständen überhaupt, durch welche die Dinge an sich als Noumena gedacht werden. Die spekulative Vernunft vermag diese Noumena freilich nur negativ zu bestimmen. Sie sind für diese nur die nicht widersprechenden Begriffe von Dingen, die gar nicht als Gegenstände der Sinne, sondern als Dinge an sich selbst lediglich durch einen reinen Verstand gedacht werden, deren reale Möglichkeit, welche mögliche Wahrnehmung oder reale Verknüpfung innerhalb der Grenzen der Erfahrung fordert, wir freilich auf diesem Wege nicht einsehen, sondern nur durch Daten der praktischen Vernunft sichern können (S. 210). Deshalb ist die Lehre von der Sinnlichkeit, also der transzendentale Idealismus, zugleich die Lehre von Dingen, die der Verstand sich ohne Beziehung auf unsere Anschauungsart, mithin nicht bloß als Erscheinungen, sondern als Dinge an sich selbst denken muß, wennschon er in dieser Absonderung zugleich begreift, daß er von seinen Kategorien in dieser Art sie zu erwägen keinen Erkenntnisgebrauch machen könne, daß der Erkenntnisgebrauch der Kategorien also lediglich ein empirischer sein dürfe[1].

Es ist hier kein Anlaß, Kants oft behandelte Lehre von den Noumena im negativen Verstande oder den transzendentalen Objekten aufs neue spezieller auszuführen. Es bliebe zudem hoffnungslos, sie durch solche Ausführungen von all' den Schwierigkeiten befreien zu wollen, deren erste Aufhebungsversuche durch Reinhold, Schulze, Maimon und Beck zugleich mit der ersten Ausbreitung der Kantischen Schule die metaphysische Reaktion gegen Kant einleiteten. Es war nur zu betonen, daß Kant in der Tat so wenig wie an der Existenz einer intelligibelen Welt von Substanzen, als deren Glieder uns die intelligibele Kausalität der praktischen Vernunft dokumentiert, so wenig auch daran gezweifelt hat, daß diese intelligibele Welt, eben als intelligibele, durch die reinen Kategorien und deren Folgebestimmungen in den Ideen der spekulativen und praktischen Vernunft abgebildet wird. Es ist ein Dogmatismus des reinen Denkens, der Kants Kritizismus des Erkennens zugrunde liegt.

Eine vierte sachliche Voraussetzung, die ebenfalls alle bisher besprochenen durchsetzt, hat für die kritische Lösung der transzendentalen Deduktion größere Bedeutung, als aus den beiden Redaktionen der Deduktion in dem Hauptwerk unmittelbar ersichtlich wird. Deutlicher ergibt sie sich aus anderen Ausführungen: aus dem bereits angezogenen Brief an Herz; aus Bemerkungen der Prolegomenen[2]; aus den Hinweisen in der Vorrede zu den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissen-

[1] A² 307 f., A 310, A 45, 51 f., 55.

[2] Pr. 13 f., 119 f.

schaft über die Annahmen, die den Beweisgrund der Deduktion bündig machen; aus dem seltsamen Zwischenspiel des § 12 der endgültigen Redaktion der Kritik der reinen Vernunft; endlich aus einer ganzen Reihe der »Reflexionen zur kritischen Philosophie«. Sie zeigen in ihrer Gesamtheit, daß auch hier der sachlich nächstliegende Gedanke zuletzt gefunden wurde. Ihre ausgereifte, erst nach überraschenden Fehlgriffen erreichte Form bietet die von Kant sogenannte metaphysische Deduktion der Kategorien, d. i. die Herleitung dieser Stammbegriffe des Verstandes aus den Urteilsfunktionen, deren überlieferte logische Gruppierung von Kant, wie die allgemeine Logik überhaupt, im wesentlichen als vollendet angesehen wurde. Der Grundgedanke dieser metaphysischen Deduktion, die wir als die logische Voraussetzung der transzendentalen bezeichnen wollen, liegt darin, daß der Verstand durch eben die Handlung, durch die er verschiedenen Vorstellungen in einem Urteile Einheit gibt, auch die allen Urteilen vorausgehende einheitliche Synthesis unserer Vorstellungen zu Gegenständen überhaupt möglich macht. Die heuristische Energie dieses Gedankens für die transzendentale Deduktion besteht nach Kant darin, daß nur durch ihn möglich wurde, die wahre Bedeutung der reinen Verstandesbegriffe und die Bedingung ihres Erkenntnisgebrauchs zu bestimmen. Dem Glauben an diese gestaltende Kraft entspringen alle die zerstreuten Bemerkungen, denen zufolge die Kategorien für sich genommen nur Funktionen des Verstandes zu Begriffen sind, die bloß logische oder, was hier dasselbe ist, nur transzendentale Bedeutung haben[1].

Diese logische Voraussetzung ist zugleich ein Symptom der Methode, welche den eigentlichen Bestand der Kritik der reinen Vernunft, die Kritik der überlieferten metaphysischen Disziplinen, zu einer transzendentalen Logik gestaltet.

Damit kommen wir zu der für unseren Zweck letzten, zur methodologischen Voraussetzung der transzendentalen Deduktion. Sie zeigt, ähnlich wie die Theorie der Abstraktion, die Lehre vom Gebrauch der Kategorien, auf moralischem Gebiete die Analyse der Achtung als eines durch unsere Spontaneität bewirkten Gefühls, sowie auf ästhetischem die Zergliederung des Gefühls vom Erhabenen, zwei Seiten. Indem wir die Methode seiner Untersuchung mit Kant als transzendentale bezeichnen, nehmen wir von den schillernden Bedeutungen dieses Wortes nur diejenige, die ihn sagen läßt, daß die Untersuchung der apriorischen Bedingungen der Möglichkeit der Erkenntnis transzendental sei, weil die Erkenntnis, daß und wie jene Bedingungen

[1] Z. B. A 187, 305 f., A² 305, A 309.

a priori möglich seien, eine besondere, sorgsam zu beachtende Art der Erkenntnis a priori bilde[1].

Ein negatives Moment der transzendentalen Methode liegt in ihrem Gegensatz gegen die psychologische Ausbildung der Erkenntnistheorie, welche der englische Empirismus eingeleitet und durchgeführt hatte. Ihr positiver Charakter hat zwei Wurzeln. Die eine hat ihren Nährboden in der logischen Instrumentation, die dem kritischen Denken KANTS durchweg eigen war und durch den Logismus der WOLFFischen Philosophie überreiche Nahrung erhalten hatte: die Grundlage der anderen zeigt sich in der Eigenart der Fragestellung für die transzendentale Logik. Denn diese Logik ist von der allgemeinen oder formalen dadurch geschieden, daß sie den transzendentalen Inhalt der intellektuellen Bedingungen der Möglichkeit jeder Erfahrung zu bestimmen und in ihren Erkenntnisfunktionen zu prüfen hat, also nicht von aller Beziehung der Erkenntnis auf das Objekt abstrahieren darf[2].

Wer diese Voraussetzungen der transzendentalen Deduktion mit ihrer Fragestellung und ihrem Resultat vergleicht, kann nicht zweifelhaft bleiben, daß vorerst der theoretische Kritizismus KANTS das Produkt einer originalen Synthese des uralten philosophischen Gegensatzes zwischen Rationalismus und Empirismus ist. Wie weiterhin deutlich werden wird, gilt dies für die Idee seines Kritizismus überhaupt, speziell für die Ethik und die Teleologie nicht weniger als für die Kritik der spekulativen Vernunft. Natürlich liegt dieser Synthese der alte Gegensatz in der Wendung zugrunde, die der Problemlage der nächstvorhergehenden Zeit entsprach, d. i. in der Form der LEIBNIZ-WOLFFischen Lehre und der Philosophie HUMES. Was KANTS Tat von der eklektischen Aggregation beider Denkrichtungen in der deutschen Aufklärung, also der Zeit nach 1740, auch von den Leistungen eines LAMBERT und TETENS unterscheidet, ist eben die Originalität dieser Synthese, die Verbindung beider Gedankenreihen, in der die philosophischen Probleme Glied für Glied in ihren Tiefen aufgewühlt und zu einem einheitlichen Ganzen von weitgreifendster historischer Bedeutung verarbeitet sind. Eine antirationale Grenzbestimmung unseres Erkennens, deren Grundgedanken KANT anscheinend bei HUME gefunden hat, als er die Lösung des Problems von 1772 suchte, ist gewonnen auf der Basis eines erweiterten Rationalismus, der die Apriorität unserer formalen Erkenntnisbedingungen über die Grenzen der ratio hinaus bis in das Gebiet der Sinnlichkeit hinunter verbürgte. Durch diese Syn-

[1] A 225, A 80, 401, Pr. 71. Man vergleiche auch die nicht eben durchsichtigen Bemerkungen in HARTENSTEINS Ausgabe der Werke KANTS, 1867, IV, 499 f.

[2] A 79 f.; vgl. W. IV 390.

these wuchs Kant über die Aufklärung, in die er hineingestellt war, hinaus, war er berufen, sie philosophisch zu überwinden.

In den angeführten Voraussetzungen der transzendentalen Deduktion spiegeln sich demnach die rationalistischen Gedanken, die Kant vorgefunden und durch die Lehre von der Apriorität des Raums und der Zeit erweitert oder, wenn man so will, aufgehoben hatte. In ihnen ist auch der Weg vorgezeichnet, auf dem er die kritische Lösung des Grundproblems der transzendentalen Logik gewonnen hat.

Die psychologischen Voraussetzungen von Kants erweitertem Rationalismus liegen in dem Gegensatz, den der Philosoph zwischen den beiden Stämmen der Rezeptivität und Spontaneität annimmt. Dieser Gegensatz ist eingebettet in die Vermögenspsychologie der Zeit: die beiden kontrastierenden Glieder sind angeborene subjektive Vermögen oder Fähigkeiten, welche die ursprüngliche Erwerbung der apriorischen Bedingungen unseres Erkennens, und damit weiterhin den Ursprung der empirischen Objekte unserer Erfahrung möglich machen. Auch die formell negative Formulierung des transzendentalen Apriori in dem kritischen Hauptwerk, wonach solche Erkenntnisse schlechterdings von aller Erfahrung unabhängig stattfinden, setzt beide Stämme in einer Art *unio realis* als tatsächliche Vermögen des Gemüts voraus. Soll nach Kants Erklärung das »Gemüt« selbst als ein Vermögen gedacht werden, so ist damit doch nur gemeint, daß von der seelischen Substanz, dem Ich an sich, abstrahiert werden soll. Dieses Ich also bleibt selbstverständlich vorausgesezt[1].

Es bedarf nicht der Ausführung, daß der Gegensatz jener beiden Erkenntnisvermögen fast so alt ist wie die abendländische Philosophie, älter also als diejenige Wendung des Gedankens, die als Scheidung einer leidenden und tätigen Vernunft bei Aristoteles im Verein mit den metaphysischen Gegensätzen von Stoff und Form, Dynamis und Energeia, die historische Grundlage der Vermögenspsychologie abgegeben hat.

Kants transzendentale Wendung der alten metaphysisch-psychologischen Annahme enthält jedoch eine Umbildung beider Glieder. Die Sinnlichkeit bietet, wie wir gesehen haben, nur Mannigfaltiges, nicht nur in den Empfindungen, sondern ebenso in den Formen der Anschauung. Alle Verknüpfung und Zusammenfassung dieses Mannigfaltigen zu Gegenständen ist eine Funktion der als Synthesis gefaßten Spontaneität. Daß Kant unbedenklich ist, sowohl die Anschauungen überhaupt, als auch insbesondere die Erscheinungen lediglich nach dem gegebenen Mannigfaltigen, das sie enthalten, schon als Gegenstände

[1] W. VIII 221 f., XII 32.

zu bezeichnen (S. 197. Anm.), die Erscheinungen im Zusammenhang der transzendentalen Ästhetik geradezu als noch unbestimmte Gegenstände der empirischen Anschauung zu definieren, ändert daran nichts. Die Synthesis des Verstandes ist die Einheit der Handlung, welche alle Verbindung des Mannigfaltigen zu bestimmten Anschauungen allererst möglich macht[1]. Der Verstand übt diese einheitliche Handlung, deren er sich auch ohne Sinnlichkeit bewußt ist, auf das passive Subjekt, dessen Vermögen er ist, aus, indem er den inneren Sinn gemäß der Form der inneren Anschauung affiziert. Ein jeder Akt der Aufmerksamkeit ist nach Kant ein Beleg dieser Selbstaffektion. Durch die so als Selbstaffektionen charakterisierten Handlungen der Verknüpfung, deren wir uns nicht notwendig bewußt werden, wird der Verstand zum Urheber der Natur als des Inbegriffs gesetzmäßig verbundener Erscheinungen. Auf Grund dieser Annahmen konnte Kant mit Recht urteilen, wohl noch kein Psychologe habe daran gedacht, daß die auf die Einheit der Apperzeption bezogene Synthesis der Einbildungskraft, d. i. der Verstand, ein notwendiges Ingrediens der Wahrnehmung selbst sei[2]. In der Tat geht Kant mit der Umbildung der Spontaneität zur synthetischen Funktion für die Anschauung über die überlieferte Lehre von den Funktionen der angeborenen Ideen erfolgreich hinaus; nicht weniger auch über die Assoziationstheorie Humes, durch welche, in Kants Sprache zu reden, die Verstandeshandlungen für das Gebiet der Tatsachen zu Assoziationen degradiert sind. Von Kant, kann man sagen, ist umgekehrt die Einbildungskraft zum Verstande erhoben.

Dennoch erfordert es für den psychologisch Orientierten keine eingehende Darlegung, weshalb diese Annahmen Kants sowohl in dem Moment der Spontaneität, das sie der Überlieferung entlehnen, wie in dem Moment der Synthesis und ihrer Einwirkung auf den inneren Sinn, durch die jene Überlieferung fortgebildet ist, unzulässig geworden sind. Ihre vermögenstheoretische Grundlage ist trotz dem Versuche von Lotze, diesen Rest der Lehre von den *qualitates occultae* lebendig zu erhalten, schon durch Herbart beseitigt. Wir wissen seitdem, daß wir die logisch notwendige Scheidung von Arten seelischer Funktionen nicht als Ausdruck einer realen Verschiedenheit ursprünglicher Vermögen auffassen dürfen. Die Psychologie kennt auch keine Sinnlichkeit mehr, die lediglich unverbundenes Mannigfaltige böte. Sie weiß ebenso wenig von einer synthetischen Selbsttätigkeit, die jenes Mannigfaltige dadurch zu Gegenständen gestaltet.

[1] Das Bestimmen schillert bei Kant in noch mehr Bedeutungen als die Termini »Verstand«, »Vernunft«, »Gegenstand«, »a priori«, »transzendental«, »Natur«, »Wahrnehmung«, »Erfahrung« usw.

[2] A² 153 — A² 156 — A 88, 130 — A¹ 121.

daß sie in notwendig sukzessiven, weil den inneren Sinn affizierenden Handlungen ihre Funktionen ausübt. Für sich genommen unverbundene Empfindungen und gar ein für sich genommen unverbundenes Mannigfaltige von Raum und Zeit, wie es auch SCHOPENHAUER vorschwebte, sind für die sinnespsychologische Analyse Widersprüche in sich selbst geworden. KANTS Lehre macht Kunstprodukte einer niemals reinlich gelingenden Abstraktion zu einem ursprünglich Gegebenen, ein ὕστερον πρὸς ἡμᾶς zu einem πρότερον τῇ φύσει. Nicht minder unzulänglich wird damit der Gedanke einer spontanen Synthesis. Wir dürfen dem Tiefsinn des Versuchs, die Assoziabilität der Wahrnehmungsvorstellungen und damit ihre Reproduzibilität aus einer transzendentalen Affinität herzuleiten, unsere Anerkennung nicht versagen. Aber dieser Versuch ist doch, selbst wenn wir ihn vor der Hand als gelungen voraussetzen (S. 215 f.), nur die Konsequenz der irrtümlichen Annahme, daß eine autonome synthetische Tätigkeit den zureichenden Grund für die Assoziation abgeben könne. Sobald wir uns, wie die Psychologie nicht umhin kann zu tun, das Recht nehmen, eine regelmäßige Aufeinanderfolge und ein regelmäßiges Zugleichsein von Wirkungen einer von uns unabhängigen Realität anzuerkennen und damit die Spontaneität zur Reaktivität umzubilden, finden wir in den auf die Konstanz reagierenden Gedächtnisbedingungen die zureichenden Ursachen für die Erklärung sowohl der assoziativen Zusammenhänge unserer Bewußtseinsinhalte als auch der ihnen entspringenden Reproduktionen. Der Grund der Assoziabilität liegt also nicht in subjektiv transzendentalen, sondern in empirisch objektiven Bedingungen des Gedächtnisses. Richtig bleibt nur der Grundgedanke für den Fortschritt KANTS über die ihm vorliegende Überlieferung hinaus. Freilich auch dieser nur dann, wenn er aus dem Transzendentalen in das Psychologische übersetzt wird: Der Wahrnehmungsbestand des entwickelten Bewußtseins zeigt Gedächtniswirkungen nicht nur in den verwickelten apperzeptiven Ergänzungen, die seine Residualkomponente auslöst, sondern schon in der Notwendigkeit, eine solche Residualkomponente anzunehmen, den so bedingten Bewußtseinsbestand der Wahrnehmung also als ein Verschmelzungsprodukt einer gegenwärtigen Reiz- mit einer Residualkomponente aus früheren Wahrnehmungen anzusehen[1]. Indessen sind solche Annahmen nicht Umbildungen der KANTischen Problemstellung, sondern Fortbildungen der Assoziations- zu einer Reproduktionspsychologie auf Grund der Ergebnisse, die vor allem durch HELMHOLTZ' Analyse der Sinneswahrnehmung gezeitigt worden sind[1].

[1] Genaueres in den Abhandlungen über »Erkennen und Verstehen«, Berlin 1912, »Psychologie des Eigensprechens«, Berlin 1914 und über »Die psychologischen Grund-

Eine weitere unzulänglich gewordene Folge des Kantischen Gegensatzes zwischen Rezeptivität und Spontaneität, die logisch gewendete Annahme, daß er ein Mittelglied für die Unterordnung der Sinnlichkeit unter die Kategorien, d. i. transzendentale Schemata, notwendig mache, dürfen wir hier übergehen; ebenso die seltsame Aggregation, die dieser transzendentale Schematismus mit der Lehre von der Abstraktion bei Kant eingeht[1].

Um so mehr dürfen wir diese Kunstprodukte eines selbstgeschaffenen Gegensatzes, sowie die unlösbaren Schwierigkeiten in der Annahme einer Selbstaffektion des inneren Sinnes durch die Synthesis beiseite lassen, als der Gegensatz, dem dies alles entspringt, noch in anderer, tiefer greifender Hinsicht von den Voraussetzungen abweicht, die für die Gegenwart maßgebend geworden sind.

Vorweg sei hervorgehoben, daß Kants Ausschluß der Psychologie von der erkenntniskritischen Untersuchung nicht der Stimmung entspricht, die dem Rationalismus unserer Tage gegenüber den Ansprüchen der psychologischen Forschung auf die Fundierung der Erkenntnistheorie eigen ist. Kants Ablehnung hat jedoch schwerer wiegende Gründe, als der gegenwärtige Rationalismus meist anerkennen will. Wir finden sie in allen den Bedingungen der Kantischen Problemlage, die dem Gedanken eines Entwicklungszusammenhanges der seelischen Vorgänge in der Reihe der Organismen den Raum versperren.

Der Bewußtseinsbestand des entwickelten Menschen, zuletzt des entwickelten Individuums, ist die unaufhebbare Beobachtungsgrundlage auch für die experimentelle psychologische Forschung. Alle Versuche, sie durch eine soziale oder objektive oder entwicklungsgeschichtliche Fundamentierung zu ersetzen, sind hoffnungslose Unternehmungen. Aber kein biologisch Orientierter kann sich der prinzipiellen Anerkennung der Hypothese entziehen, daß die uns eigenen geistigen Funktionen sowie die inhaltlichen Inbegriffe, in denen sie sich dokumentieren, Glied für Glied als Entwicklungsprodukte einfacherer seelischer Funktionen und Inbegriffe anzusehen sind. Bis hinauf zum Denken der höchsten Fragen der Menschheit sowie den verwickeltsten Reaktionen des sittlichen Bewußtseins gehört der Mensch, so geistig wie körperlich, als meist differenziertes Glied der Wirbeltierreihe in den genealogischen Zusammenhang der Organismen hinein. Es erwächst damit für die Psychologie nur die Pflicht, die individual-psychologische Analyse dieser verwickeltsten seelischen Funktionen sowie ihrer sozialen Ursachen und Wirkungen auch durch die schwierige Analyse

lagen der Beziehungen zwischen Sprechen und Denken« im Archiv f. syst. Philos. Bd. II, III, VII.

[1] A 176, 234.

ihrer einfacheren, nur durch Analogieschlüsse gewinnbaren Formen zu ergänzen. Nur wenn das Ergebnis einer, natürlich nach Möglichkeit experimentell gestützten Selbstbeobachtung der unverrückbare Ausgangspunkt bleibt, winkt, freilich noch in weiter Ferne, die Hoffnung, daß eine nachträgliche Synthese der ansteigenden Verwicklungen aus den einfachsten seelischen Gebilden möglich werden könne, wie sie in allzu kühnen Konstruktionen zuerst HERBERT SPENCER versucht hat.

KANT hat bekanntlich die Idee eines Entwicklungszusammenhangs der Organismen auch in seiner kritischen Periode in Rücksicht gezogen. Freilich bei genauerer Prüfung nicht so, daß er in irgendeinem Sinne als Vorläufer dieser Idee in Anspruch genommen werden dürfte; vielmehr so, daß er sie aus seinem Gedankenzusammenhang prinzipiell ausgeschlossen hat. Die Hypothese einer Entwicklung der Arten innerhalb des Gebiets der Organismen, nach KANTS Sprachgebrauch einer *generatio univoca heteronyma*, ist für ihn allerdings kein ungereimter Gedanke, wie ihm die Behauptung einer *generatio aequivoca* von seinem Standort aus erscheint. Sie bleibt jedoch »ein gewagtes Abenteuer der Vernunft«, da alle Zeugung, die wir kennen, [als geschlechtliche] den Eltern gleichartige Produkte hervorbringt, also »*generatio univoca homonyma*« ist. Und auch dieses Abenteuer könnte nach KANTS deutlicher Erklärung nur bestehen, wer die Annahme festhält, daß die Natur mit einer auf alle organischen Geschöpfe zweckmäßig gestellten Organisation ausgerüstet sei. Denn andernfalls sei die Zweckform der Organismen, d. i. der Naturprodukte, in denen alles Zweck und wechselseitig auch Mittel ist, in denen nichts umsonst, zwecklos oder »einem blinden Naturmechanismus zuzuschreiben ist, ihrer Möglichkeit nach gar nicht zu denken«. Diese Möglichkeit fordert als obersten Grund einen ursprünglichen Verstand als Weltursache. Deshalb ist es nach KANT für Menschen ungereimt, auch nur den Anschlag einer Erklärung der Natur nach bloß mechanischen, d. i. unteleologisch-kausalen Prinzipien zu fassen oder zu hoffen, daß noch etwa dereinst ein NEWTON aufstehen könne, der auch nur die Erzeugung eines Grashalmes nach Naturgesetzen, die keine Absicht geordnet hat, begreiflich machen werde[1].

Auch diese unzweideutige Ablehnung des Gedankens einer mechanisch-kausalen Entwicklung der Organismen hat ihren letzten Grund in dem Gegensatz, den KANT zwischen Rezeptivität und Spontaneität voraussetzt. Die Rezeptivität kann sich nie in Spontaneität umwandeln, und die Spontaneität schließt jede Entwicklung innerhalb ihrer eigenen Grenzen aus, wie für das einzelne Subjekt, so für das Men-

[1] Kritik der Urteilskraft § 80, 66 — § 77 — § 75.

schengeschlecht. Den Leibnizischen Gedanken einer Stufenfolge der Monaden hat Kant für seine intelligibelen Substanzen nicht aufgenommen. »Bei der leblosen oder bloß tierisch belebten Natur finden wir keinen Grund, irgendein Vermögen uns anders als bloß sinnlich bedingt zu denken. Allein der Mensch . . . erkennt sich selbst auch durch bloße Apperzeption, und zwar in Handlungen und inneren Bestimmungen, die er gar nicht zum Eindrucke der Sinne zählen kann, und ist sich selbst freilich einesteils Phänomen, andernteils aber, nämlich in Ansehung gewisser Vermögen, ein bloß intelligibeler Gegenstand, weil die Handlung derselben gar nicht zur Rezeptivität der Sinnlichkeit gezählt werden kann. Wir nennen diese Vermögen Verstand und Vernunft; vornehmlich wird die letztere ganz eigentlich und vorzüglicherweise von allen empirisch bedingten Kräften unterschieden[1].«

Wir stoßen mit dieser Bestimmung der Spontaneität — es versteht sich von selbst, daß mit Verstand und Vernunft die Spontaneität gemeint ist — auf den »Schlußstein« des ganzen Gebäudes der reinen, selbst der spekulativen Vernunft, und damit auf den Gedanken, der das Wesen der Spontaneität im Sinne Kants erst recht erfaßbar macht.

Es bedarf dies einiger Erläuterung aus den ethischen Gedankengängen des Philosophen.

Die Vernunft ist praktisch, sofern sie Kausalität in Ansehung ihrer Objekte hat, d. i. das ihr ausschließlich eigene Vermögen besitzt, nach der Vorstellung der Gesetze oder nach Prinzipien zu wirken. Als praktische Vernunft ist sie Wille. Der Wille ist also eine Art von Kausalität lebender Wesen, sofern sie vernünftig sind. Diese Kausalität ist eine Kausalität durch Freiheit, d. i. das Vermögen, unabhängig von fremden, diese Kausalität bestimmenden Ursachen, also autonom zu wirken. Sie ist somit keine Eigenschaft des Willens nach Naturgesetzen. Denn die Kausalität durch Natur oder die Naturnotwendigkeit ist die Eigenschaft der Kausalität aller vernunftlosen Wesen, durch den Einfluß fremder Ursachen, heteronom demnach, oder reaktiv, wie wir sagen könnten, zur Tätigkeit bestimmt zu werden. Als Kausalität ist sie nicht gesetzlos, sondern an unwandelbare Gesetze gebunden. Aber ihre Gesetze sind besonderer Art. Als Kausalität der Vernunft ist sie unsinnliche, zeitlose Kausalität, ist sie eine Idee, die das Unbedingte enthält, also etwas betrifft, worunter zwar alle Erfahrung gehört, das aber niemals ein Gegenstand der Erfahrung sein kann. Sie ist demnach ihrem Wesen nach transzendent. Als solche Idee der Freiheit findet sie deshalb lediglich

[1] A 574.

in dem Verhältnis des Intellektuellen (als Ursache) zur Erscheinung (als Wirkung) statt, d. i. »die Ursache ihrer Kausalität muß als Ding an sich selbst angenommen werden«. Sie ist somit die Kausalität der Dinge an sich, und zwar die Kausalität der Dinge an sich, die in der reinen Kategorie der Kausalität gedacht wird. Sie wird zur Idee, indem sie den Verstandesbegriff der Kausalität von den unvermeidlichen Einschränkungen einer möglichen Erfahrung frei macht, ihn also durch die Forderung der absoluten Totalität über die Grenzen des Empirischen hinaus, aber in Verknüpfung mit ihm zu erweitern sucht. Sie ist demnach im Grunde nichts als die Kategorie der Kausalität selbst, sofern diese ohne Beziehung auf die Bedingungen unserer Erkenntnis als reine Kausalität, also zeitlos, gedacht wird, und eben damit auf die intelligibele Welt bezogen ist. »Ich begreife bald,« so erklärt Kant ausdrücklich, »daß, da ich nichts ohne Kategorie denken kann, diese auch in der Idee der Vernunft von der Freiheit . . . zuerst müsse aufgesucht werden, welche hier die Kategorie der Kausalität ist[1]«.

Geht sie so auf die Welt der Dinge an sich überhaupt, so gilt sie auch für das Ich an sich. Denn das vernünftige Wesen zählt sich als Intelligenz zum *mundus noumenon*, zur Verstandeswelt der Dinge an sich, nicht zur Sinnenwelt, zu deren Objekten und Gesetzen sie den Grund enthält. Wir haben das Recht, diesen zweifachen Standpunkt uns gegenüber einzunehmen. Eben aus der Verschiedenheit unserer Sinnlichkeit und unserer spontan erzeugten Vorstellungen, d. i. »aus dem Unterschied zwischen den Vorstellungen . . ., bei denen wir leidend sind, von denen, die wir lediglich aus uns selbst hervorbringen . . ., folgt von selbst, daß man hinter der subjektiven, variablen Welt der Erscheinungen« eine Welt von Dingen an sich einräumen und annehmen müssen, die »immer dieselbe bleibt«. Durch den inneren Sinn erkennen wir eben nur die Erscheinungen unserer Natur, indem wir unser Ich, sowie es an sich selbst beschaffen sein mag, zugrunde legen müssen. In jener Hinsicht erkennen wir uns also als zur Sinnen-, in dieser denken wir uns als zur intelligibelen Welt gehörig, deren spezifische, unverkennbare Wirklichkeit uns durch das »Faktum der reinen Vernunft«, das Bewußtsein des Sittengesetzes, verbürgt wird, zuletzt also durch die Vernunft selbst als reine Spontaneität, deren Begriff weit über alles, was uns Sinnlichkeit nur liefern kann, hinausgeht[2].

Gilt dies alles für die praktische, so trifft es auch die spekulative Vernunft. Denn am Ende ist es »ein und dieselbe Vernunft, die bloß in der Anwendung« verschieden ist, weil ein und dieselbe reine

---

[1] W. IV 447 — 411 — 446 — A 367 — 384 — Pr. § 53 — A 435 f. — W. V 65, 103.
[2] W. IV 453 — 450 f. — V 31 u. ö.

Spontaneität. Aber in der Verbindung beider zu einer Erkenntnis hat die praktische Vernunft den Primat, weil sie den ersten Bestimmungsgrund der spekulativen abgibt, d. h. in praktischer Hinsicht beglaubigte Einsichten, welche die spekulative Vernunft für sich nicht imstande ist behauptend festzusetzen, als notwendig sichert (S. 202), und damit den Menschen über die Tiere erhebt[1].

So wird aus dem Gegensatz von Rezeptivität und Spontaneität der Gegensatz zwischen der sinnlichen und intelligibelen Welt, nicht bloß für die praktische, sondern eben damit auch für die spekulative Vernunft. Auch diese ist in allen Formen der Spontaneität nicht zur Sinnen-, sondern zur intelligibelen Welt gehörig. Denn als Arten einer und derselben Vernunft kommt beiden gleicherweise zu, was den Wesen der Vernunft als Spontaneität eigentümlich ist.

Von hier aus erst erklärt sich die Einheit der Gesamtidee des Kritizismus, welche die tiefsinnigen Schlußerörterungen der Kritik der Urteilskraft zum Ausdruck bringen. Mit dem allen aber wird der Gedanke einer Entwicklung der uns eigenen seelischen Funktionen und Inhalte aus weniger differenzierten Funktionen und Inhalten der Tierwelt von den Voraussetzungen Kants aus zu einem völligen Ungedanken. Es hieße ja die Spontaneität aus der Rezeptivität ableiten, der intelligibelen Welt die sinnliche zugrunde legen, statt umgekehrt in jener das Fundament zu dieser suchen.

Noch von anderen Seiten aus läßt sich der fundamentale Unterschied der Problemlage Kants von den entwicklungsgeschichtlichen Voraussetzungen der Philosophie unserer Zeit aufweisen.

Fürs erste bezeichnet Kant in hervorstehendem Zusammenhang seine Lehre von den apriorischen Bedingungen der Erfahrung im Sinne der biologischen Theorie von Caspar Friedrich Wolff als ein System der Epigenesis der reinen Vernunft. Dem Wortlaut nach schränkt er diesen Standpunkt auf die reinen Verstandesbegriffe als selbstgedachte, der Spontaneität entsprungene erste Prinzipien a priori unserer Erkenntnis ein. Der Sache nach sind jedoch Raum und Zeit als Formen der Sinnlichkeit, von denen Kant an diesem Ort, dem Schluß der letzten Bearbeitung der transzendentalen Deduktion, keinen Anlaß hatte zu reden, miteingeschlossen. Er setzt diesem seinem über die Sinnlichkeit ausgedehnten Rationalismus wie den Empirismus, so auch den »Mittelweg einer Art von Präformationssystem« der älteren biologischen Evolutionshypothese entgegen. Der letztere führt nach Kant zwischen den entgegengesetzten Standpunkten des Empirismus und Rationalismus zu der

[1] W. IV 391, V 119 f. — 61.

unzulänglichen Annahme, daß die Kategorien weder selbstgedachte erste Prinzipien a priori unserer Erkenntnis, noch aus der Erfahrung geschöpft seien, sondern subjektive, uns mit unserer Existenz zugleich eingepflanzte Anlagen zum Denken, die von unserm Urheber so eingerichtet wurden, daß ihr Gebrauch mit den Gesetzen der Natur genau stimmt. KANT hat bei diesem Mittelweg ohne Zweifel wie den biologischen Evolutionismus, so auch den Standpunkt von CRUSIUS im Auge. Eben ein solcher Mittelweg aber ist es, auf den uns der moderne Entwicklungsgedanke auf Grund der neueren Hypothesen über die Entwicklungsbedingungen hinleitet; freilich nicht zurück zu der nicht mehr diskutablen Weise von CRUSIUS oder des Evolutionismus, dem auch LEIBNIZ nachgegangen war, wohl aber hin auf die Bahnen, die KANT, wie wir sahen, in seiner Kritik der teleologischen Urteilskraft für ungangbar erachtet. Das zeigt sich auch in der Konsequenz, die KANT dem Präformationssystem entgegenhält. Es sei bei ihm kein Ende abzusehen, wie weit man die Voraussetzung vorbestimmter Anlagen zu künftigen Urteilen treiben möchte. Wir müssen vielmehr ihm zufolge die Kategorien und Ideen als selbstgedacht (und ebenso Raum und Zeit als gegeben) hinnehmen. Denn so wenig wir erklären können, wie Freiheit möglich ist, so wenig läßt sich auch von der Eigentümlichkeit unseres Verstandes, nur vermittelst der Kategorien und nur gerade durch diese ihre Zahl und Art, Einheit der Apperzeption zustande zu bringen, ein Grund angeben: so wenig auch davon, daß wir gerade diese und keine andern Funktionen zu urteilen haben: ebensowenig natürlich auch von Art, Zahl und Funktionen der Ideen, die transzendental gedacht auf die Kategorien der Relation, logisch gefaßt durch die von KANT aufgenommenen traditionellen Schlußweisen auf die entsprechenden Urteile zurückführen: genau so wenig möglich endlich dies alles, wie die Beantwortung der Frage, warum Zeit und Raum die einzigen Formen unserer Anschauung sind[1].

Mit alledem stehen wir wiederum vor den Grenzen unserer Erkenntnis. Dementsprechend wird auch in der metaphysischen Deduktion der Kategorien von KANT kein Versuch gemacht, die Urteilsformen, die wir seither gelernt haben als Produkte von Verwicklungen des elementaren Urteils in ansteigender Reihe abzuleiten, in inneren Zusammenhang zu setzen. Die Urteilsformen werden vielmehr aus der im wesentlichen »fertigen« Arbeit der Logiker in überlieferten koordinierten Gruppen zur Ableitung der Modifikationen oder Momente der einen einheitlichen synthetischen Verstandeshandlung, d. i. der Kategorien verwertet[2]. Alle die mit REINHOLDS Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens (1789) einsetzenden spekulativen Ableitungsversuche der

[1] A² 167 f. — Reflexionen KANTS zur kritischen Philosophie II Nr. 224 — A² 146.
[2] A 102 f., Pr. 119.

selbstgedachten Prinzipien unserer Erkenntnis und der gegebenen Formen der Anschauung bedeuten für Kant Grenzüberschreitungen unseres Erkennens. Für alle modernen psychologischen Deduktionen dieser Formen und jener Funktionen bietet das Kantische Denken überhaupt keine Ansatzpunkte.

Auch hierdurch also ist für Kant der Gedanke ausgeschlossen, daß die unserem Geiste eigentümlichen Funktionen aus einfacheren durch allmähliche Differenzierung entwickelt seien. Was von diesem Punkt aus den Abstand zwischen unserer und der Kantischen Problemlage ermessen läßt, ist die Annahme, die alle seine kritischen Erörterungen durchzieht, daß die apriorischen Bedingungen möglicher Erfahrung nicht aus der Erfahrung selbst abzuleiten seien, eben weil sie schlechterdings unabhängig von jeder Erfahrung entspringen und gültig sein sollen.

Ein zweiter hier anzuführender Differenzpunkt liegt in der kritischen Grenzbestimmung bei Kant. Wie wir schon hervorzuheben hatten (S. 202), handelt es sich in ihr lediglich um eine Grenzbestimmung unseres Erkennens, nicht um eine solche des reinen Denkens. Dieses wird vielmehr, ebenso wie die Realität der Dinge an sich, ungeprüft, dogmatisch also im Sinne der Kantischen Bestimmung des Dogmatismus, als grenzenlos vorausgesetzt. Die historischen Bedingungen dieser Voraussetzung, die durch den Standpunkt der Dissertation von 1770 und die Leibnizische Fassung der »*vérités de raison*« hindurch bis auf alte Fundamente der rationalistischen Metaphysik zurückführt, lassen sich leicht erkennen. Nicht weniger deutlich aber ist, daß sie in ihrer dogmatischen Selbstverständlichkeit nicht festgehalten werden darf. Die dogmatische Bildertheorie des Denkens, die Kant nie aufgegeben, ja wohl so wenig wie die Existenz der Dinge an sich jemals in Zweifel gezogen hat, ist eine metaphysische Resterscheinung. In Fichtes Konstruktion der intellektuellen Anschauung, in Schellings und Hegels Deduktionen der absoluten Vernunft hat sie verhängnisvoll fortgewirkt; nicht weniger auch in dem sensualistischen Materialismus Feuerbachs sowie dem dogmatischen Materialismus der Natur- und der Geschichtsauffassung, welche die Reaktion gegen die spekulative deutsche Metaphysik eingeleitet haben.

Es fehlt in der Erneuerung der erkenntnistheoretischen Forschung, die insbesondere mit Helmholtz auf sinnespsychologischer Grundlage, bald darauf auch in rationalistischer Reaktion gegen die empirische Psychologie eingesetzt hat, nicht an Versuchen, die alte, nächstliegende Voraussetzung der Grenzenlosigkeit unseres Denkens kritisch zu begründen. Die drängenden Ansprüche des naturwissenschaftlichen Denkens verlocken im Verein mit dem uralten Realismus der praktischen Weltanschauung auch die ernsthafte erkenntnistheoretische Forschung

zu dem Bemühen, wenigstens unserem Denken nicht ein *nihil ulterius* vorzuschreiben. Dennoch ist nicht abzusehen, wie diese Versuche zu einem Erfolge führen können, wenn wir dem entwicklungsgeschichtlichen Gedanken der Einheit des Weltbildes, freilich nicht im Sinne des unkritischen modernen Monismus, das Recht geben wollen, das ihm gebührt. Denn ein sinnenfreies Denken, das allein die Möglichkeit solcher Annahme verbürgen könnte, bleibt von dieser Voraussetzung aus ein Widerspruch in sich selbst. Aller Anschein eines solchen Denkens wird zudem durch die Theorie unbewußt bleibender Reproduktionen, die durch viele Gründe gefordert wird, unschwer aufgelöst.

Wie stark an diesem Punkte der Gegensatz zwischen unserer und der Problemlage Kants ist, ergibt sich drittens mit vollster Deutlichkeit aus der Art, wie Kant, darin vorbildlich für die reagierende Spekulation seit Fichte, die intelligibele Eigenart der Vernunft in seinen ethischen Schriften nicht müde wird einzuschärfen. Das Sittengesetz muß ihm zufolge aus dem ursprünglich allgemeinen Begriff des vernünftigen Wesens überhaupt abgeleitet, darf in keiner Weise auf die Eigenheiten der empirisch gegebenen menschlischen Natur gegründet werden. Es soll kraft seiner intelligibelen Grundlage in der praktischen Vernunft für den Menschen nur deshalb gelten, weil es für jede vernünftige Natur gültig ist, für sich selbst und unabhängig von allen Erscheinungen gebietet, unabhängig von aller Erfahrung, bloß auf reiner Vernunft beruht[1]. Alle Anthropologie, d. i. jede Ableitung aus der tatsächlichen psychologischen Natur des Menschen, die der Erscheinungswelt angehört, ist damit für Kant ausgeschlossen.

So stehen wir vor dem letzten Punkt, den diese kritische Diskussion berühren soll. Die Annahme der Grenzenlosigkeit des reinen Denkens mündet bei Kant schließlich in dem Faktum der reinen Vernunft, das die Realität des *mundus intelligibilis* notwendig verbürgt. Es ist auch hier nicht der Ort, dem tiefgreifenden Einfluß nachzugehen, den die metaphysischen Voraussetzungen dieser intelligibelen Welt für die Grenzbestimmungen des Kritizismus besitzt (S. 202). Ohne solche weiterreichende Diskussion wird deutlich, wie die realistisch-dogmatische Voraussetzung Kants gerade da versagt, wo wir verlangen müssen, sie zu finden: da, wo sie auf Grund der intelligibelen Kausalität den Ursprung und den speziellen Bestand der Sinnenwelt erklärlich machen soll. Die Durchführung des Entwicklungsgedankens behufs Erklärung der uns eigen gewordenen intellektuellen und emo-

[1] W. V 25 f., 32, IV 410 f. u. o.

tionellen Funktionen und deren Inhalte fordert Milieuwirkungen der gleichviel wie erkenntnistheoretisch zu bestimmenden Außenwelt für die Differenzierung dieser Funktionen, die auch vor dem Denken und Wollen nicht haltmachen. Gewiß vermögen diese Milieuwirkungen seelische Vorgänge nicht zu erzeugen. Das kann nur noch behaupten, wer jede psychologische und erkenntnistheoretische Orientierung verschmäht. Aber jene Wirkungen bestimmen und differenzieren die seelischen Vorgänge von ihren ersten Elementen an, wo immer diese zu suchen sein mögen, bis hin zu den subjektiven Bedingungen, denen die Einheit unseres Selbstbewußtseins entspringt. Selbst wo die Entwicklung scheinbar sprunghaft, d. h. aus Bedingungen einsetzt, die vorerst in den Organismen selbst gesucht werden müssen, bleiben solche Milieuwirkungen zuletzt die Voraussetzung dafür, daß jene inneren Bedingungen möglich werden.

KANT erkennt direkte Milieuwirkungen für die Subjektivität und Variabilität der Sinnesempfindungen an, durch die uns das Mannigfaltige der empirischen Anschauung gegeben wird. Sie sind ferner bei ihm okkasionelle Bedingungen für die Auslösung der Anschauungsformen des Raumes und der Zeit. Sie sind solche Gelegenheitsursachen auch für das Eintreten der Funktionen der Synthesis[1]. Aber wir müssen ihnen, wenn wir die realistischen Voraussetzungen seiner Problemlage genauer in Betracht ziehen, eine viel weitergreifende Wirksamkeit zuschreiben. KANT war in gutem Recht, sich gegen die Deduktionen zu wehren, die schon BECK und MAIMON dazu trieben, seine Welt der Dinge an sich als ein bloßes Verstandesprodukt zu deuten, und FICHTE bestimmten, den Ursprung der Welt des Nicht-Ich bei einer ins Unendliche gehenden produktiven Einbildungskraft zu suchen. Denn niemals konnte KANT einen Zweifel darüber lassen, daß der Verstand durch seine synthetischen Funktionen lediglich der Urheber der Objekte der Natur und ihrer Gesetzmäßigkeit überhaupt sei, nicht aber der speziellen, konkreten Bestimmtheit dieser Objekte und Gesetze. Weder der Einzelbestand der Empfindungen, der in jedem konkreten empirischen Objekt gegeben ist, noch die konkrete Abgeschlossenheit ihrer speziellen Raum- und Zeitformen, noch endlich die mannigfaltigen besonderen Naturgesetze lassen sich aus den apriorischen Bedingungen unseres Erkennens ableiten. Die Sinnlichkeit gibt nur die Empfindungen überhaupt, nur die allgemeinen Formen des Raumes und der Zeit; und die Kategorien, vornehmlich der Substantialität, Kausalität und Wechselwirkung, enthalten nur die allgemeinen Bedingungen der Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen[2].

[1] A 118.

[2] A¹ 127 f., A² 165, W. IV 470.

Wo wir gemäß den realistischen Voraussetzungen Kants die Ableitungsbedingungen für diesen speziellen Objekt- und Gesetzesbestand zu suchen haben, ist offenbar. Er kann nur in der intelligibelen Kausalität der Dinge an sich gefunden werden, die alle diese Bestimmtheiten erfahrungsgemäß in uns wirkt. Denn die intelligibele Kausalität der Dinge an sich vertritt bei Kant die Milieuursachen, die wir für diese Bestimmtheiten annehmen müssen. Die intelligibele Kausalität scheidet aber, weil unerkennbar, aus der transzendentalen Betrachtung aus. Diese fordert vielmehr, daß alle Bestimmtheit des Mannigfaltigen der Sinnlichkeit aus den Funktionen der Synthesis und ihrer Beziehung zur Einheit der Apperzeption abgeleitet werde. Damit aber treffen wir wiederum die Achillesferse der Kantischen Lehre, die sich als solche erwiesen hat, seitdem Jacobi 1787 erklären durfte, er sei unaufhörlich darüber irre geworden, daß er ohne die Voraussetzung wirkender Dinge an sich in Kants System nicht hineinkommen und mit jener Voraussetzung in ihm nicht bleiben könne[1]. Kant hat auf das Bedenken Jacobis hin niemals eine Auskunft gegeben und die schärfer formulierte Frage Fichtes nach dem Sinn seiner Lehre von den Dingen an sich ebenso wie den Standpunkt Becks lediglich kategorisch von sich abgewiesen[2]. Was er für die Beantwortung dieser Fragen zu bieten hatte, ist, wie schon anzudeuten war (S. 196), niemals deutlicher von ihm dargestellt worden als in der ersten Bearbeitung der transzendentalen Deduktion und dem Abschnitt über die Phänomena und Noumena, deren Ausführungen durch unverändert gebliebene Erörterungen in den Beweisen für das Gesetz der Kausalität, sowie den Abschnitten über die Amphibolie der Reflexionsbegriffe und den transzendentalen Idealismus als Schlüssel zur Auflösung der kosmologischen Dialektik ergänzt werden. Alle diese Erörterungen werden durch den Gedanken geleitet, daß der Begriff eines der Erkenntnis korrespondierenden, mithin davon unterschiedenen Gegenstandes der Vorstellungen Notwendigkeit bei sich führe. Denn die Vorstellungen müssen, indem sie sich auf einen solchen Gegenstand beziehen sollen, in dieser Beziehung notwendigerweise untereinander übereinstimmen. Nun aber sei dieser Gegenstand, weil etwas von allen unseren Vorstellungen Verschiedenes, für uns nichts. Die Einheit, die er notwendig macht, weise vielmehr durch diese ihre Notwendigkeit auf eine transzendentale Bedingung. Diese aber könne zuletzt in nichts anderem gefunden werden als in der transzendentalen Einheit der Apperzeption. Der Begriff jenes Gegenstandes, also eben des Dinges an sich — des wahren Korrelats der Erscheinungen (vgl. S. 199) —

[1] F. H. Jacobis Werke II 304.

[2] W. XII 396 f.

könne demnach nur als Korrelat der Einheit der Apperzeption dienen, vermittels deren der Verstand das gegebene Mannigfaltige der Sinnlichkeit in den Begriff des Gegenstandes vereinige.

So der Kantische Lösungsversuch des Problems. Aber es ist deutlich, daß wir mit dieser Berufung auf die Einheit der Apperzeption ebenso wenig wie mit der durch sie gesetzten Affinität als Bedingung der Möglichkeit der Assoziation über die apriorischen Bedingungen der Synthesis hinauskommen. Die empirischen Bedingungen für den konkreten Bestand der Erscheinungen und ihrer Gesetze, die wir erwarten müssen zu finden, bleiben bei dem allen unerklärt, ja völlig unberührt. Man kann sich darauf berufen, daß Kant entsprechend seiner Grenzbestimmung des Erkennens Anlaß gehabt habe, jedem solchen Erklärungsversuch zu entsagen. Aber eine solche Berufung würde eben zugestehen, daß der Kritizismus Kants gerade an dem Punkte versagt, der eine Erklärung des Empirischen in der Erfahrung möglich machen würde, d. i. bei dem Versuch, die objektiven Bedingungen, welche die allgemeinen subjektiven Bedingtheiten unseres Erkennens zu dem speziellen Bestand der Erfahrung bestimmen, begreiflich zu machen.

Daß auch die transzendentale Ästhetik versagt, da wo sie eine Grundlage für die Bedingtheiten der speziellen raumzeitlichen Formen und Gesetze der Erscheinungen auf Grund der allgemeinen synthetischen Funktionen liefern müßte, bedarf keiner Ausführung. Sie versagt für diese genau so wie für die Ableitung des konkreten Bestandes des empirischen Mannigfaltigen der Anschauung. Es sei nur noch erwähnt, daß hier von allem abgesehen worden ist, was die psychologische Untersuchung des Ursprungs der abstrakten Einzelvorstellungen des Raumes und der Zeit sowie die mathematische Analyse des Inhalts unserer Raumvorstellung seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts an neuen, Kant völlig fernliegenden Problemlagen für uns gebracht hat.

Mit diesen sachlichen Differenzen sind die methodischen gesetzt. Wenn die subjektiven Bedingungen möglicher Erfahrung nicht von Ewigkeit her feststehen, nicht in diesem Sinne absolute sind, wenn sie sich vielmehr im Verlauf ungezählter Generationen zu der unserem Erkennen eigenen Verwicklung und Weite differenziert haben: so sind sie nicht a priori im Sinne Kants, so können sie auch nicht auf transzendentalem, sondern nur auf empirischem Wege, aus dem tatsächlichen Bestande der Erfahrung abgeleitet werden. Das Denken wie das Erkennen sind Tatsachen der inneren Erfahrung, deren Analyse vorausgehen muß, sollen die subjektiven und objektiven Bedingungen ihrer Möglichkeit gültig ableitbar werden. Jede Erkenntnistheorie, die diesen tatsächlichen Boden verschmäht, sich solcher analysierender Feststellungen überhoben glaubt, führt unausbleiblich zu metaphysischen Spekulationen zurück, die den

Ausgangspunkt der Erkenntnistheorie zuletzt in einem intellektuell erfaßten Absoluten, ihre Methode in einer spekulativen Deduktion suchen. Damit aber würde unvermeidlich werden, daß sich die Erkenntnistheorie wieder einmal in jene metaphysischen Träume der Vernunft verlöre, von denen Kant in dem Träumen eines Geistersehers so vorahnend wie rückschauend ein Bild entworfen hat. Schon sind manche auf dem Abwege zu einer neuen, monistischen Naturphilosophie, die aus dem Zerfall der früheren nichts gelernt, deren unzulängliche Erkenntnisvoraussetzungen vielmehr unbesehen festgehalten hat.

Aber die Wissenschaft hört auf, wo das Prophezeien, das Voraussagen des nicht Voraussagbaren beginnt. Die Zukunft wird für sich selbst sorgen. Nur für das Recht der Gegenwart haben wir die Sorge zu tragen im Vertrauen darauf, daß die richtig bewertete Gegenwart den rechten Boden für die unübersehbare Zukunft bereitet.

Ausgegeben am 4. März.

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei

Sonderabdrucke aus den Sitzungsberichten 1912. 1913. 1914. 1915

In Kommission bei Georg Reimer.

Philosophisch-historische Klasse.

Wölfflin: das Problem des Stils in der bildenden Kunst	ℳ 0.50
Harnack: chronologische Berechnung des »Tags von Damaskus«	» 0.50
W. Schulze: der Tod des Kambyses	» 1.—
Burdach: Faust und Moses. I. II. III.	» 6.—
K. Meyer: zur keltischen Wortkunde . . . . I. II. III. IV. V. je ℳ 0.50. VI.	» 1.—
Lüders: epigraphische Beiträge	» 1.—
Jacobi: über die Echtheit des Kauṭilīya	» 1.—
J. Bidez: la tradition manuscrite du Lexique de Suidas	» 0.50
J. Mewaldt: die Editio princeps von Galenos In Hippocratis de natura hominis (1 Tafel)	» 0.50
Erman: zur ägyptischen Wortforschung. II. III.	» 3.—
P. Maas: zu den Beziehungen zwischen Kirchenvätern und Sophisten. I. II. . . je	» 0.50
Morf: vom Ursprung der provenzalischen Schriftsprache	» 1.—
Rahlfs: griechische Wörter im Koptischen	» 0.50
E. Meyer: Untersuchungen über die älteste Geschichte Babyloniens usw.	» 2.—
S. Konow: zwei Handschriftenblätter aus Chinesisch-Turkistan	» 0.50
von Wilamowitz-Moellendorff und G. Plaumann: Iliaspapyrus P. Morgan (2 Tafeln)	» 1.—
Erdmann: Erkennen und Verstehen (2. Aufl.)	» 1.—
Norden: aus Cicero's Werkstatt	» 1.—
Harnack: der Geist der morgenländischen Kirche (2. Aufl.)	» 1.—
J. Mewaldt: eine Fälschung Chartier's in Galen's Schrift über das Koma	» 0.50
M. Lidzbarski: eine punisch-altberberische Bilinguis (1 Tafel)	» 0.50
Lüders: die Śakas und die 'nordarische' Sprache	» 1.—
Roethe: Gedächtnissrede auf Erich Schmidt	» 0.50
W. Kabitz: eine neuaufgefundene Abschrift eines fraglichen Leibnizbriefes	» 0.50
E. Meyer: Untersuchungen zur Geschichte des Zweiten Punischen Kriegs	» 1.—
Schäfer: Consilio vel judicio = mit minne oder mit rechte	» 0.50
Schuchhardt: Westeuropa als alter Kulturkreis	» 1.—
Wilhelm: Inschrift zu Ehren des Paulinus aus Sparta	» 0.50
Lüders: die Praṇidhibilder im neunten Tempel von Bäzäklik	» 1.—
Lüders: epigraphische Beiträge. III. IV. . . . je	» 2.—
Seler: das Manuscrit Mexicain Nr. 22 der Bibliothèque Nationale de Paris	» 1.—
Erdmann: Psychologie des Eigensprechens	» 1.—
Lüders: über die litterarischen Funde von Ostturkistan	» 1.—
von Wilamowitz-Moellendorff: Neues von Kallimachos. II. (1 Tafel)	» 1.—
Erman: die Obeliskenübersetzung des Hermapion	» 1.—
Schuchhardt: der altmittelländische Palast	» 1.—
Harnack: Tertullian's Bibliothek christlicher Schriften	» 1.—
F. Schillmann: Berufung der Brüder Grimm nach Berlin	» 0.50
Loofs: zwei macedonianische Dialoge	» 1.—
A. von Staël-Holstein: KOÞANO und Yüeh-shih	» 0.50
Robert: über den Genfer Pheidias-Papyros	» 0.50
M. Frhr. von Oppenheim und Fr. Frhr. Hiller von Gaertringen: Höhleninschrift	» 0.50
P. R. Kögel: die Palimpsestphotographie	» 0.50
H. O. Lange: eine neue Inschrift aus Hermonthis (1 Tafel)	» 0.50
Heusler: die Heldenrollen im Burgundenuntergang	» 1.—
E. Schwartz: Prometheus bei Hesiod	» 0.50
von Harnack: Die goldenen Jubiläen in der Königl. Akademie der Wissenschaften	» 0.50
Erman: Unterschiede zwischen den koptischen Dialekten bei der Wortverbindung	» 0.50
Erdmann: Kritik der Problemlage in Kants transzendentaler Deduktion der Kategorien	» 1.—


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 12 19 03 009 3